



**Sittung with the
suffering**



**Deutsches Transkript
zum
Podcast**

Sitting with the suffering

Über Philosophical Care, eine Form der praktischen Philosophie

Deutsches Transkript

Zürich: METIS Podcast Transcriptions 2024

FM = Frederike Maas

CK = Caroline Krüger

FM: Hallo und herzlich willkommen bei Wisdom Talks, dem Podcast zum METIS-Projekt, dem Interportal für interkulturelle Weisheitsliteratur und Weisheitspraktiken – zu finden auf www.metis.ethz.ch.

Fürsorge, Betreuung, Obhut oder auch Zuwendung – all diese Bedeutungen umfasst der englische Ausdruck »Care«. Auf dieses semantische Feld bezieht sich auch die Praxis der sogenannten »Philosophical Care«, über die wir uns heute unterhalten werden. Philosophical Care ist ein Angebot, das sich an Menschen in schwierigen oder gar unlösbaren Situationen richtet, wie beispielsweise der Herausforderung, sich mit dem Lebensende vertraut zu machen; dem eigenen, und dem, nahestehender Menschen. Dabei geht es vor allem darum, Unterstützung zu leisten; beim Finden von Worten und Begriffen, und im Verstehen und Ausdrücken dessen, was als schwierig empfunden wird. Um diese Praxis kennenzulernen, sprechen wir heute mit Caroline Krüger. Sie ist promovierte Philosophin und beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Ansätzen philosophischer Praxis, – beispielsweise im Rahmen des Zürcher Instituts für Philosophische Praxis. In unserem Gespräch wird sie uns verraten, wie Philosophical Care Menschen auf ihrem Lebensweg unterstützen kann, und wie es sich von anderen Formen der Fürsorge unterscheidet. Caroline Krüger selbst bezieht sich in ihrer Praxis

insbesondere auf die pyrrhonische Skepsis; eine antike, philosophische Schule, die versucht, ihre Schüler:innen in Urteilsenthaltung angesichts der grossen und zumeist unlösbaren Fragen des Lebens zu üben. Wie diese Theorie in eine Praxis überführt werden kann, die sich selbst als fürsorglich bezeichnet, das werden wir gleich erfahren. Herzlich willkommen Caroline. Schön, dass du heute da bist.

CK: Danke für die Einladung. Hallo.

FM: Caroline, du hast Philosophie an der Universität studiert und darin auch promoviert. Würdest du sagen, der Weg in die philosophische Fürsorge war dann ein Bruch oder eine Fortsetzung deiner Beschäftigung mit der Philosophie?

CK: Ich hätte mir die Frage nicht so gestellt mit dem Entweder-Oder. Ich würde aber sagen, es war eine Fortsetzung. Ich kann dazu vielleicht etwas sagen: Du hast ja in der Einleitung gesagt, dass ich mich auf Pyrrhon beziehe. Das war noch interessant, denn du hast gesagt »in der Schule«. Und interessant ist, dass die Skeptiker im Gegensatz zu den Epikureern und Stoikern – die so in der gleichen Zeit Hellenismus sind – keine Schule ist, sondern es ist eine »Agogé«, also eine Richtung. Das hat etwas mit den Inhalten zu tun. Also die anderen beiden Richtungen kennen auch ein Wahrheitskriterium, – sie suchen nach Wahrheit. Skeptische Philosophie bezieht sich eher auf das Handeln tatsächlich und gibt da keine Anweisung, wie man Handeln soll. Was daran interessant ist – und was ich als eine Fortsetzung empfinde –: In der pyrrhonischen Skepsis geht es viel um Widerstreite und so unlösbare Dinge, die ich dann eben nicht mehr Probleme nenne. Also für mich ist ein Problem etwas grundsätzlich Lösbares. Und alles, was kein Problem ist – also nicht lösbar ist –, ist ein Widerstreit, eine Situation, etwas anderes. So benutze ich auch dieses Vokabular heute. Und das kommt von dieser Beschäftigung. Und sie gehen davon aus natürlich, dass Menschen trotzdem Emotionen haben. Es gibt also nicht irgendwelche Praktiken, die man machen sollte, um Seelenruhe zu erreichen, um die Emotionen zu unterdrücken. Es gibt ein so Beispiel, das ich sehr schön finde, welches das illustriert: In der Erzählung – Sextus Empiricus beschreibt das – sollte der Maler Appelles ein Bild malen. Er wollte ein Pferd malen, das so Schaum vor dem Mund hat. Und er schafft es nicht. Und es regt ihn dermassen auf, dass er den Schwamm auf das Bild wirft. Und natürlich kann man sich vorstellen, der Schwamm trifft genau da auf, wo der Schaum sein sollte. Es hat also doch geklappt. Und der Satz, der dann diese Szene abrundet, ist: Als sie aber innehielten, folgte ihnen die Seelenruhe wie der Schatten dem Körper. Aber man kann das nicht in eine Praxis übersetzen, weil man kann nicht

»Schwämme-Werfen« als Praxis etablieren. Und das ist was, was ich wichtig finde, auch für unseren Umgang heute mit unlösbaren Situationen. Es geht nicht darum, die Emotionen abzustellen. Die sind da. Mich interessiert, einen Raum zu geben für diese Emotionen, – auch für die Wut, für das Hadern und das auszuhalten. So vielleicht wie in der Palliative Care, wo man manchmal sagt »Sitting with the Suffering«. Und erstmal nicht lösen.

FM: Also was dich also interessiert hat schon in deiner Beschäftigung eher mit der akademischen Philosophie waren diese Widersprüche. Und ist das dann, woraus du die Praxis der Philosophical Care entwickelt hast?

CK: Natürlich kann man das rückblickend so sagen. Damals wusste ich ja nicht, dass ich das tun werde. Aber was mich immer interessiert hat, ist dieses »Was passiert denn, ...«? Weil Probleme lösen wir alle jeden Tag. Und das ist auch schön und befriedigend und so weiter. Aber die wichtigen Lebenssituationen, das sind die, die eben keine Probleme sind. Das Geborenwerden, das Gebären, schwere Krankheiten, Krisen, der Tod, die Beschäftigung mit dem Tod. Und was tun wir dann? Weil untätig sein können auch Skeptiker nicht. Das sagen sie auch. Das können auch wir alle nicht. Aber was tun wir dann? Und welche Art von Tun ist dem angemessen? Das wird auch eben in dem Begriff der »Care« besser ausgedrückt als zum Beispiel im Begriff der »Praxis«, weil »Care« auch so ein breites Bedeutungsfeld hat, wie du ja auch aufgespannt hast. Auch zum Beispiel im medizinischen Bereich, in diesem Gegensatz zwischen »Cure« und »Care«; also das »Heilen« oder »Kümmern« – auf Deutsch ist es wirklich schwieriger.

FM: Ich habe ja selber auch Philosophie an der Uni studiert und habe den Eindruck, da geht es eigentlich sehr wenig um so existentielle Fragen wie Umgang mit Emotionen und vor allem nicht um Fürsorglichkeit. Kannst du vielleicht noch ein bisschen die Unterschiede benennen zwischen der akademischen Auseinandersetzung mit der Philosophie und dem, was du als Philosophical Care bezeichnest?

CK: Ich mache einen Zwischenschritt mit der philosophischen Praxis – die gibt es ungefähr seit den 80er-Jahren. Und seit 2014 gibt es zumindest in Wien einen Studiengang, wo man auch philosophische Praxis studieren kann. Was ja lustig ist, weil es zuerst entwickelt wurde, weil das Akademische eben akademisch war und die Übersetzung in die Anwendung gefehlt hat. Was ist denke, was so motivierend ist, ist, dass die Philosophie der Antike – da kommen wir auch noch drauf – viel weniger getrennt war. Da war das Handeln und das

Erkenntnisinteresse zum Beispiel, das war sehr verschränkt. Und dann wurde das durch die Spezialisierung auseinandergenommen. Wenn man Leute fragt, warum sie Philosophie studieren wollen, ist es häufig auch so, dass sie motiviert sind durch entweder erlebte Dinge oder auch vielleicht erdachte Erlebnisse. Da gibt es schon eine persönliche Motivation auch. Als ich studiert habe, war es eher so, dass das Philosophieren abgehoben von den Emotionen sein sollte; was aber halt nicht lebensnah ist. Und die philosophische Care, das ist eher so, meine Idee war: Es gibt ja so verschiedene Care-Berufe. Und in dem Feld, wofür ich mich interessiert habe – das Gesundheitswesen –, gibt es zum Beispiel die Seelsorge, »The Spiritual Care«, die Pflege, die Medizin, die Psychologie. Und ich habe mir gedacht; die Philosophie kann etwas anderes noch einbringen. Also dieses Denken, Reflektieren, Sortieren – was eigentlich die Akademie auch ausmacht. Das reinzubringen und mit Care zusammenzubringen – also eigentlich ist es ein Versuch, das zu verschränken und einen Raum zu schaffen, wo das beides Platz haben kann.

FM: Wie verhält sich denn dann aber Philosophical Care zu diesen anderen Formen der Unterstützung, die du jetzt teilweise auch schon benannt hast? Also was kann Philosophical Care leisten, was religiöse Seelsorge, oder vielleicht auch Coaching oder Psychotherapie nicht leisten kann?

CK: Ich würde sagen, zu jedem einzelnen Feld gibt es wieder andere Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten. Also als erstes würde ich sagen: Ich möchte nicht eine Konkurrenz aufmachen und sagen, wir streiten uns jetzt quasi um die Patient:innen. Sondern es geht eher darum: Was gibt es noch? Was kann vielleicht noch hinzugefügt werden? Was ich gemerkt habe in der Beschäftigung: Ich habe so einen CAS in Spiritual Care gemacht und da habe ich eine Abschlussarbeit geschrieben »Philosophical Care« und habe mich deswegen auseinandergesetzt mit, wer sind Empfänger:innen von Spiritual Care. Und ich habe festgestellt, dass im Kanton Zürich 30 Prozent der Menschen keine Religionszugehörigkeit haben. Das bedeutet nicht, dass sie keine – meine Kolleg:innen aus der Seelsorge würden sagen spirituellen Bedürfnisse – ich würde sagen Bedürfnisse, die durch Spiritual Care oder eben auch vielleicht Philosophical Care oder Psychotherapie erfüllt werden können, haben. Und es ist nicht ganz klar, welche. Es ist aber auch deswegen nicht ganz klar, weil es gar keine anderen Angebote gibt. Also die Seelsorgenden machen Angebote für Personen ohne Bekenntnis, was ich gut finde. Jetzt aber in meinem Bekanntenkreis zum Beispiel würden die Personen gar nicht mit einer Seelsorgeperson sprechen wollen, – egal, ob diese durchaus in

der Lage wäre, diese Bedürfnisse zu erfüllen. Und dann habe ich gedacht, es gibt vielleicht auch einfach noch etwas zusätzliches, wenn man einen philosophischen Hintergrund hat. Ich habe einen anderen Hintergrund. Vielleicht könnte man sagen, im Verhältnis zur psychologischen Beratung: Wie die Psychologie zur Therapie, verhält sich die Philosophie zur Philosophical Care. Es wird eine andere Praxis, eine andere Care entstehen. Ein Beispiel: Wenn eine Person kommt und eine Schwierigkeit äussert, dann stelle ich mir das wie so ein Knäuel von Schwierigkeiten vor. Ich lasse die Person sprechen. Das machen wahrscheinlich die anderen Berufsgruppen auch. Und worauf ich mich konzentriere, ist zum Teil das gemeinsame In-Worte-zu-fassen. Und das In-Worte-fassen und Begriffe-prägen, das ist schon was, was die Philosophie kann, – also wozu ein philosophischer Hintergrund hilft, würde ich sagen. Das ist eine Spezialität.

FM: Du hast ja selber schon gesagt, dass du dich auf eine Tradition beziehst; die pyrrhonische Skepsis. Gab es diese Form der fürsorglichen, philosophischen Betätigung schon immer? Oder was macht jetzt Philosophical Care vielleicht auch zu etwas ganz Zeitgenössischem?

CK: Ja, das ist auch interessant. Also ich habe mich auch damit beschäftigt, einerseits eine Tradition zu finden, andererseits auch zu schauen. Also ich würde sagen: Sogar, wenn es das nicht schon immer gab, ist es trotzdem jetzt was Gutes. Aber es gibt natürlich Ansätze. Also da fällt einem immer wahrscheinlich Sokrates ein mit seinen Gesprächen, oder auch die anderen hellenistischen Richtungen; Epikureismus und Stoa. Das ist interessant. Also für mich ist es gut, dass es das schon gab. Und auch diese Entwicklung. Also man könnte sagen: Die christliche Seelsorge hat sich weiterentwickelt, während diese Ansätze bei Sokrates, also die Sorge um das Selbst und auch die Sorge für andere, »epimeleia heatou«, »epimeleia tes psyches«, also die Sorge um die Seele –, das gab es. Und es war im Unterschied zu der christlichen Seelsorge, die sich dann entwickelt hat, eher so auch bezogen auf das Selbst, auf die eigene Seelenruhe. Diese hellenistischen Philosophien haben alle dieses Ziel der Seelenruhe. Und die christliche Seelsorge hat sich eben auf die anderen bezogen. Und diese hat auch eine Entwicklung gemacht, während die philosophische Seelsorge eher diese Entwicklung nicht so gemacht hat. Also ich würde sagen, wahrscheinlich dann in der Renaissance mit Montaigne dann wieder aufnimmt. Diese Tradition kommt wieder. Das Sprechen über das Selbst und die Beschäftigung mit der Seelenruhe. Und daran kann man vielleicht auch anknüpfen. Also es ist wie eine gebrochene Tradition. Ich möchte mich jetzt wirklich auch nicht auf Sokrates beziehen; – also inhaltlich, aber historisch natürlich schon.

FM: Also es geht vielleicht darum, auch eine Tradition, die es schon gibt, die schon da war, wiederzubeleben. Du hast jetzt gesagt, dass eben religiöse Fürsorge was ist, was sich vielleicht gar nicht so auf das Selbst bezieht, sondern da geht es um Seelenheil. Also da geht es eher um was Göttliches, während diese griechische, die hellenistische Tradition mehr in diesem Selbst ist. Ich denke da auch an Michel Foucault, der in »Sexualität und Wahrheit« auch versucht hat, sich auf diese Traditionen rückzubeziehen, die eben diese Praktiken des Selbst wieder etablieren und der sich eben auch viel auf die Antike dafür bezieht. Also du hast auch gesagt, dass du Sokrates gar nicht auf so einen goldenen Sockel heben willst, aber Leute wie Sokrates, Epikur oder Seneca – all diese Philosophen, die sich Gedanken über ein rechtes oder glückliches Leben gemacht haben –, das sind schon die Leute, auf die du dich beziehst bei der Ausarbeitung dessen, was du Philosophical Care nennst?

CK: Ja. Beziehen bedeutet ja nicht unbedingt, dass man der Schule folgt. Das ist mir schon wichtig. Ich bin keine Epikureerin, Sokratikerin, also keine Followerin (lacht). Was da ein Unterschied ist, weshalb ich immer sage, dass ich von der Skepsis beeinflusst bin, ist auch dieses Schule-Sein. Ich möchte gerne als philosophische Care-Person einen Raum öffnen, wo die Person – Gesprächspartner:in, Patient:in – Raum hat für das eigene. Es geht ja nicht um mich eigentlich. Es ist historisch so, dass es um die Seelenruhe ging, um das eigene Seelenheil. Das hat sicher auch etwas damit zu tun. Aber für mich interessant, ist, das einzubringen wirklich auch in die Care für andere. Wichtig dafür ist natürlich das Menschenbild. Ich selber bin mir bewusst, dass wir alle abhängige sind. Also ich denke nicht daran, ich gebe Care, wie das auch vielleicht so ein bisschen eine christliche Care ist, für die anderen, für die Schwächeren oder so. Was auch gut ist. Aber ich selber habe dieses Menschenbild: Ich bin selber auch schwach, ich bin selber abhängig, wir sind alle abhängig. Und das ist eine Haltung, die wichtig ist, finde ich, dafür. Also es geht in diesem Raum für das Gespräch nicht um mich. Ich bin die Gesprächspartnerin für eine Person, die ein Anliegen hat. Bei Sokrates – wir kennen Sokrates nicht, aber die Dialoge, die es gibt – ist es so, und auch diese Vorstellung der Hebammenkunst, der Mäeutik: Ich weiss halt nicht, ob meine Gesprächspartner oder mein Gesprächspartnerin etwas gebären will. Ich möchte das nicht unterstellen. Das sollte da eine Freiheit sein. Auch die Freiheit in diesem Raum kein Ziel zu erreichen. Das wäre für mich auch noch wichtig. Und deswegen ist die Skepsis für mich eine bessere Referenz als die anderen genannten Richtungen, – wobei die anderen genannten Richtungen auch interessant sind. Und vielleicht noch das mit dem Selbstbezug und dem

Bezug auf andere: Ich würde nicht sagen, dass es heute immer noch so ist. Aber die christliche Tradition hat ja die Transzendenz, also den Bezug zu Gott. Und ich würde sagen, dass eine Philosophische Care auch eine Transzendenz haben kann, aber die Transzendenz wäre dann eher wie horizontal in Bezug auf die Welt, auf die Mitwelt.

FM: Wenn du über Skepsis sprichst in Bezug auf Sokrates wird Skepsis vielleicht am ehesten verkörpert in dem Satz, den wir alle kennen, wenn er sagt, er weiss, dass er eigentlich nichts weiss. Und das ist so ein totaler Widerspruch in diesen Dialogen, die Platon wohl verfasst hat. Nämlich auf der einen Seite tritt Sokrates die ganze Zeit auf als Lehrer und alle stimmen ihm immer zu; ja, mein Sokrates, so ist es. Und dann haut er diesen Satz raus und stellt irgendwie seine ganze Autorität wieder in Frage. Also mir scheint es dabei auch um Autonomie zu gehen. Also in meinem Verständnis will Philosophie Individuen auch ermächtigen, autonom zu handeln. Also wie kriegt denn die Philosophical Care das hin, dass die Person, die beraten wird, ihre Autonomie wahren kann? Oder ist Autonomie vielleicht gar kein Begriff, der bei dir jetzt wichtig wäre in deiner Praxis?

CK: Doch, er ist wichtig. Und es ist auch interessant, dieser Satz »Ich weiss, dass ich nicht weiss.« Das ist natürlich kein pyrrhonischer skeptischer Satz, sondern eher ein akademischer; – es gibt auch noch die akademische Skepsis. Denn er weiss, dass er nichts weiss. Woher weiss er denn das? Also ein pyrrhonischer Skeptiker würde auch das nicht wissen. Also die pyrrhonische Skepsis räumt ein, dass einiges auch erkannt werde – und ich auch. Also ich würde nie sagen, dass ich nichts weiss. Auch das ist auch schon zu viel. Zum Thema Autonomie: Was ist spannend finde – das habe ich vorher schon versucht ein bisschen mit dem Menschenbild –: Die Autonomie-Vorstellung, die wir haben – das ist auch sehr wichtig in der Medizin, also auch in der Palliative Care, also die Patient:innen-Autonomie. Ich habe ein Autonomie-Verständnis eher angelehnt an Hannah Arendt. Die beschreibt Freiheit in Beziehungen. Und sie hat ein schönes Bild: Wenn Menschen geboren kommen sie in eine Welt rein. Diese Welt ist aber nicht leer. Die Welt ist wie ein Netz und innerhalb dieses Netzes kann jede Person ihren eigenen Faden spinnen. Das ist die Freiheit. Aber das Netz ist die Relation. Und dieses Netz ist schon da. Und jetzt in einem Gespräch bin ich mir bewusst – und mich interessiert auch persönlich nicht so sehr die absolute Autonomie im Sinne von Beziehungslosigkeit und dieser Art von Freiheit –, dass diese Person, die mit mir spricht in Beziehungen ist und ich auch. Und dass wir miteinander auch eine Beziehung eingehen. Das ist auch ein Teil dieser Care. Ich würde sagen, das ist auch bei

den Pflegenden Berufen so. Auch wenn es durch Professionalität in den Hintergrund gedrängt wird, ist es immer ein Element. Und es ist wichtig, sich dessen bewusst zu sein. Und nicht alle Beziehung sind ja von Macht getrieben. Also ich möchte ein gleichberechtigtes Gespräch. Das muss nicht heissen, dass es gleich ist. Weil eine Person, die krank ist, in dem Moment schwächer ist als ich. Aber dieses Bewusstsein hilft, hoffe ich. Das ist mein Anliegen auch.

FM: Genau. Also die sind vielleicht nicht von Macht getrieben, aber ich finde es doch schwer, vor allem bei der Beziehung zwischen jemandem, der berät und jemandem, der beraten wird, mir vorzustellen, dass das ein machtfreier Raum wäre – im Gegenteil. Ich würde sagen, da kann ja eine ganz krasse Hierarchie auch entstehen. Also was sind da konkret deine Ansätze, um dem aus dem Weg zu gehen? Oder wie siehst du deine Rolle als Beraterin? Es ist ja vielleicht auch ein bisschen vermessen, zu sagen, ich kann dir Ratschläge erteilen.

CK: Genau. Ich berate nicht. Ich bin keine Beraterin. Das sage ich auch. Also das ist ein Unterschied vielleicht auch zur philosophischen Praxis. Die Care ist keine Beratung, eher eine Begleitung. Also ich würde jetzt nicht ausschliessen, dass es auch beratende Elemente haben kann. Das ist extrem schwer zu trennen. Aber ich habe überhaupt nicht das Bedürfnis oder den Eindruck, dass ich sehr viel mehr weiss. Eine Person, die mit einem Anliegen kommt, ist selbst die Expertin für dieses Anliegen. Was ich machen kann, ist den Raum geben, zuhören, Pause machen, auch anerkennen. Es geht ja oft eben auch um unlösbare Situationen. Die Angst vor dem Tod ist kein Problem, und es ist auch normal. Und was ich machen kann ist zum Beispiel mal Platz geben, das anerkennen. Dann eventuell; das können dann vielleicht schon beratende Elemente sein, wenn ich sage, dass es das zum Beispiel schon gab. Also dass Leute darübergeschrieben haben. Es kann einerseits hilfreich sein, dass man spüren kann vielleicht, ich bin nicht allein. Oder von anderen erzählen oder von mir selbst erzählen – aber halt in einem bestimmten Mass. Es ist ein professionell-freundschaftliches Gespräch. Aber ich finde schon dieses Element wichtig. Aber was ich ganz sicher nicht mache ist, jemand kommt mit einem Problem und ich löse dir dieses Problem. Das ist nicht der Sinn. Der Sinn ist tatsächlich den Raum zu geben, um das Problem, die Schwierigkeit – ich visualisiere das als Knäuel – anzuschauen, zu schauen, ob wir irgendwo ziehen können. Aber diese Arbeit und auch die Entscheidung, was wir machen, das trifft die Gesprächspartnerin, nicht ich.

FM: Ich weiss nicht, wieso es da so viel mehr englische Begriffe gibt als deutsche. Aber mir kommt jetzt auch direkt die Metapher vom Container in den Sinn. Also so wie du das beschreibst, sehe ich dich auch so in einer Position, dass du einen Prozess eher umschliesst. Und da sehe ich auch den Bezug zur Care: Dieses Umschliessen, das hat ja auch so einen ganz feministischen Aspekt, weil das ja wie auch im Geschlechtsverkehr die weibliche Rolle ist, des Umschliessens. Also das ist etwas, was sehr gegendert ist, auch als Metapher und auch dieser Begriff »Care« kommt ja ganz viel aus der feministischen Theorie. Hast du da vielleicht Ideen oder siehst du dich selbst da irgendwie auch an so eine feministische Praxis oder Ideengeschichte anknüpfen?

CK: Ja, also jetzt nicht das mit dem Umschliessen. Aber es ist mir bewusst, dass Care eine feministische Geschichte hat. Ich weiss nicht, ob das hier passt, aber ich engagiere mich auch in einem anderen Zusammenhang bei einem Verein, der »Wirtschaft ist Care« heisst, für das Ausarbeiten von – also es geht ja bei Care auch um die Welt. Wir alle sind ja in der Welt. Und es ist mir bewusst. Das ist auch vielleicht ein Teil der Praxis von dialenischen Feministinnen. Differenzfeministinnen – zum Beispiel Luisa Muraro oder so – haben Praktiken geübt miteinander, die davon ausgehen, eigentlich von einem Von-Sich-Ausgehen. Also Luisa Muraro sagt: von sich ausgehen und sich nicht finden lassen. Und das ist etwas Interessantes, was auch eine gute Basis ist für Gespräche. Also, dass ich von mir ausgehe. Und eben nicht immer Sokrates, Pyrrhon und so weiter, diese Gespräche damit belade, sondern von mir ausgehe und die Gesprächspartnerin geht von sich aus. Und es ist aber nicht so, dass diese Rollen – also das Sich-nicht-Finden-Lassen kann man so interpretieren vielleicht: Ich bin nicht die, die etwas weiss, die Philosophin. Die Patientin ist nicht die, die schwach ist und dieses und jenes nicht hat. Sondern es ist eben nicht klar. Und im Gespräch können wir Bewegungen machen ohne zu definieren. Und das sind schon Praktiken, die sehr beeinflusst sind. Also es gibt auch andere. Es sind ja nicht nur Gespräche, die philosophische Care sein können, zum Beispiel auch Spaziergänge. Ich mache im Labyrinthplatz Zürich zum Beispiel ein Gehen. Und der Labyrinthplatz Zürich ist ein feministisch geprägter Platz sein 32 Jahren. Und das spielt eine Rolle, – natürlich für meine Praxis.

FM: Seit der Corona-Pandemie ist oft davon die Rede, dass sich die Anzahl derjenigen, die seelische Zuwendung in welcher Form auch immer – sei es Psychotherapie, sei es religiöse Fürsorge – massiv erhöht hat. Man könnte auch auf den Klimawandel Bezug nehmen oder auf den Krieg in der Ukraine. Es scheint, als jagt eine Krise die nächste. Und das entspricht ja

auch zeitgenössischen Diagnosen, wie beispielsweise der, der Philosophin Nancy Frazer, die dafür insbesondere das ökonomische System zur Verantwortung zieht. Ich würde jetzt gerne auf deine Praxis noch mehr zu sprechen kommen und da frage ich mich zuerst: Hast du in den letzten Jahren mehr Zulauf bekommen? Und hast du den Eindruck, dass sich die Problemfelder verschoben haben, während der Menschen dich aufsuchen? Vielleicht insbesondere angesichts der politischen Lage, wie ich sie gerade beschrieben habe: Ist das was, was Menschen beschäftigt und weswegen sie Care brauchen?

CK: Ja. Wobei ich sagen muss: Ich beschäftige mich seit 2019 mit Palliative Care, dann Spiritual Care und diesen Ausdruck Philosophical Care habe ich für die Abschlussarbeit Spiritual Care »erfunden«. Ich bin offenbar nicht die Einzige, die es erfunden hat. Das heisst, ich benutze diesen Ausdruck erst seit 2021. Aber ich habe vorhin natürlich philosophische Praxis schon gemacht. Nur ist es halt nicht das gleiche Angebot. Aber klar, man merkt die Themen der Welt in den Gesprächen, weil die Personen ja von der Welt berührt sind und ich auch. Was mir aufgefallen ist – aber das weiss ich nicht, ob es damit was zu tun hat –; es gab einzelne Themen, die stärker waren und während dieser Weiterbildung war das Thema assistierter Suizid sehr stark. Aber ich kann nicht verorten, ob das irgendwas mit der Weltlage zu tun hat. Das war mir einfach aufgefallen. Das hat auch vielleicht damit zu tun, dass es die Organisation Exit jetzt seit 40 Jahren gibt und es beginnt, etabliert zu sein. Aber das war einfach so eine Auffälligkeit. Eher noch, als dass jetzt Personen mehr gekommen wären mit dem Anliegen, über Krieg zu sprechen oder so. Sondern das merke ich eher im normalen Leben, ausserhalb der Praxis.

FM: Also die Themen, die Menschen beschäftigen und mit denen du dich mit ihnen auseinandersetzt, sind dann doch eher so universale Themen wie das Sterben, wie das Leiden, oder wie soll ich mir das vorstellen?

CK: Ja, wobei ich würde sagen, Krieg und Frieden ist auch ein universales Thema natürlich. Aber das kam nicht so in einem persönlichen Gespräch. Das kommt eher vielleicht eben bei solchen Spaziergängen: Ich gebe einen kleinen Impuls und aber die Personen denken, was sie wollen natürlich. Also das Labyrinth ist ein strukturierter Raum. Man geht auf einem langen Weg in die Mitte und dann wieder zurück. Die Mitte ist nicht das Ziel. Solche Sachen sind interessant, weil im Leben ausserhalb gehen wir oft geradewegs auf das Ziel zu und es ist uns egal, was wir dabei zertrampeln. Und man könnte deswegen sagen – also die Labyrinth-Bewegung ordnet sich auch so ein –, es ist auch eine Friedensbewegung. Und bei

diesen Spaziergängen kommen natürlich auch diese Themen mehr. Aber sie kommen weniger in einem Einzelgespräch.

FM: Genau. Du hast jetzt schon eine konkrete Praxis benannt mit diesen Spaziergängen im Labyrinth. Und genau dafür hätte ich mich auch noch interessiert. Also welche Techniken der Philosophical Care gibt es denn heute? Und was wendest du da so für Techniken in deinen Gesprächen an?

CK: Ja, was ich eben nicht so genau weiss: Ich beginne mich zu vernetzen mit anderen Menschen, die ähnliche Sachen machen. Aber wenn man sucht nach Philosophical Care; ich kenne jetzt niemanden anderes, der Techniken entwickelt und anwendet. Deswegen wende ich die an, die ich selber entwickle. Und die haben natürlich damit zu tun, was ich kenne und was mein Hintergrund ist. Das eine, das Einzelgespräch, hatten wir schon. Dann dieser Durchgang durchs Labyrinth. Es ist mir auch wichtig, muss ich vielleicht auch noch sagen; das ist ein sehr offenes Angebot. Man würde vielleicht auch sagen niederschwellig. Es kann jeder und jede kommen. Man muss sich nicht anmelden. Ich bin da. Es gibt einen Termin. Und ich gebe einen kleinen Impuls und alle sind willkommen. Und es kostet nichts. Das ist mir auch wichtig, weil ich denke, dass Philosophical Care einerseits für das Gesundheitswesen wichtig sein könnte, aber auch einfach für alle. Also dass es Praktiken gibt, die vielleicht hilfreich sind. Und dieses Durchgehen, das hängt auch von den Jahreszeiten ab. Das Labyrinth ist ein Pflanzenlabyrinth. Habe ich auch ausprobiert. Ich hatte mir dann irgendwie etwas vorgestellt, was ich da für Impulse gebe und dann horcht man auf das Innere und weiss der Geier was. Aber das geht nicht, weil es sind ganz viele Vögel, Mäuse, Lärm und Pflanzen. Und das ist auch wunderschön. Und ich habe gedacht, dieses Jahr mache ich es so: In jeder Jahreszeit biete ich das einmal an und ich passe mich dieser Jahreszeit an. Es ist auch für mich was, was ich gelernt habe und wichtig ist. Und die Personen, die da mitkommen, hören eben diesen Impuls, gehen dann mit mir durch. Was da wichtig ist, ist auch so ein Gefühl vom Labyrinth-Weg: Das Labyrinth ist kein Irrgarten. Es gibt einen Weg, der hineinführt. Man kann sich diesem Weg anvertrauen. Wir hatten am Anfang das Wort auch »Vertrauen«; eine Erfahrung zu machen, in dieser halben Stunde, die das Rein- und Rausgehen dauert, muss ich nichts. Ich kann denken was ich will. Ich kann die Einflüsse aufnehmen. Ich darüber nachdenken, was diese Philosophin gesagt hat. Ich kann aber auch darüber nachdenken, was ich will oder auch gar nicht darüber nachdenken. So eine Praxis, die jede für sich, aber doch wir alle zusammen, also eigentlich auch frei und verbunden macht. Und am Ende können wir

uns dazu austauschen, müssen aber nicht. Also das ist der Versuch, etwas anzubieten, was eine Struktur gibt. Also für das Programm »das Labyrinth« habe ich geschrieben: Die Struktur hält uns, ohne uns zu fesseln. Der Versuch, Halt zu geben, ohne Druck oder Zwang auszuüben. So eine Praxis. Das ist eins. Dann habe ich je nachdem; wenn Personen Anliegen haben, ist mir zum Beispiel aufgefallen: Viele Menschen hadern mit irgendetwas im Leben. Und das Hadern ist wirklich oft auch... Das hilft ja nichts, wenn man dann von aussen kommt mit irgendwelcher Logik, weil das Hadern hat andere Motoren. Und dann habe ich versucht, eine Praxis zu entwickeln des Haderns, angelehnt an einen Text einer italienischen Philosophin – ich glaube es war Chiara Zamboni, die beschreibt, wie man ein Fest feiert. Und habe die Struktur genommen, um das Hadern in dieser Struktur zu probieren. Also beim Fest ist ja wichtig: wir bereiten uns vor, wir freuen uns quasi darauf, bereiten den Raum. Dann gehen wir rein. Und danach gehen wir auch wieder raus. Und so kann das Aussenleben von dem Hadern entlastet werden. Also indem das Hadern diesen Raum hat. Und diese Art auch, das zu feiern auf eine bestimmte Art. Es ist ein Versuch. Es hat einmal schon funktioniert.

FM: Finde ich spannend, dass du Fest sagst, weil ich den Eindruck hatte von dem, was wir jetzt schon besprochen haben, dass es eigentlich bei deiner Praxis oder dem, was du da leistest – und man muss ja auch vielleicht nochmal betonen, was du machst, ist schon auch Pionierarbeit, weil du dir da was ausdenkst, was es noch gar nicht so gibt und du da auch total kreativ bist und eben auch versuchst, neue Sachen rauszufinden. Aber dass du da so Literatur liest, wo es ums Feiern von einem Fest geht, aber bei deiner Praxis es eigentlich so viel drum geht, auch Emotionen vielleicht erstmal auszuhalten, was schwierig ist. Aber wie kannst du das denn leisten? Ich stelle mir das auch schwierig vor, gerade wenn du mit so Themen wie Tod konfrontiert bist, das selber auszuhalten.

CK: Ja. Es gibt eben in der Palliative Care diesen Ausdruck »Sitting with the Suffering«. Das hat mir gut gefallen, weil es ist wirklich so dieser Ausdruck, man bleibt mal mit diesem Leiden und stellt dieses Lösen-Wollen ab. Das Lösen-Wollen habe ich auch. Das haben wir glaub alle. Und das ist schwierig. Ich finde das auch schwierig. Jetzt für mich selber ist es nicht so schwierig, weil ich ein Erwerbsjob habe, wo ich was ganz anderes mache. Und ich mache das in der freien Zeit. Das heisst, es ist nicht wie vielleicht bei Psychotherapeutinnen oder so einen nach dem anderen. Und ich habe immer viel Zeit. Ich nehme mir viel Zeit auch um das Vorzubereiten, um darüber nachzudenken, um etwas daraus zu lernen. Ich weiss nicht, wie es ist, wenn die Frequenz steigen würde. Ich müsste es ausprobieren. Und da

muss man auch sagen: Der Wechsel von Praktiken ist natürlich auch was. Also die Leute, die mit mir durchs Labyrinth gehen, die können ja noch gehen. Also das ist nicht eine End-of-Life-Situation so ganz krass. Und was man auch sagen muss, ist bei Personen, die sehr schwer krank sind, ist eine Philosophische Care in dieser Art, wie ich es bisher mache, vielleicht nicht das richtige wegen des Sprechens. Sprechen ist anstrengend. Also ich habe da eine Erfahrung gemacht mit einer Freundin, die im Koma und konnte ja nicht mehr antworten. Und mit ihr habe ich auch viel nachgedacht und habe mich gefragt: Was mache ich hier? Religiöse Leute beten vielleicht. Andere haben versucht, mit ihr zu sprechen, da musste sie immer husten. Andere haben gesungen. Kann ich alles nicht. Und dann habe ich mir überlegt; aus der Beziehung, die ich zu ihr hatte, was könnte sie gut finden? Und dann habe ich angefangen, ihr Gedichte vorzulesen. Und zwar nicht auf deutsch, sondern auf Rätoromanisch, um den Anspruch des Verstehens rauszunehmen. Weil man weiss ja nicht, was im Koma noch da ist, – der Gehörsinn ist der letzte Sinn, der geht. Und das war interessant, weil in der Intensivstation haben sie gefragt, was haben Sie gemacht. Dann habe ich das gesagt und sie haben gesagt, sie haben gesehen, dass die Kurven, die sie sehen, sich beruhigt haben. Und ich weiss nicht... Das kann man nicht gleich eine Praktik nennen. Aber das war halt eine Erfahrung, die ich interessant fand. Das hat auch mich beruhigt; irgendetwas zu tun, aber nicht im Sinne von – da gibt's nichts mehr zu lösen. Es gibt nur die Anwesenheit, zu geben, zu erfahren, und vielleicht auch nicht untätig zu sein.

FM: Im Gespräch hast du bisher deine Praxis viel im Palliative-Bereich verortet. Vielleicht würde ich gerne auch noch so ein bisschen schärfen, wen du denn als potentielle Zielgruppen insgesamt so siehst. Also Philosophical Care gibt es dort vielleicht am ehesten oder wird dort am meisten gebraucht, wo Menschen leiden. Aber siehst du das eher als eine Praxis für Menschen, die selber krank sind oder auch für sekundär Betroffene wie Angehörige oder Menschen wie Ärzt:innen und Pfleger:innen, die zwar gar nicht persönlich, aber trotzdem täglich mit Menschen im Leiden konfrontiert sind?

CK: Ja, ich habe zwar in einer anderen Weiterbildung gelernt, dass es nicht gut ist, wenn die Zielgruppe zu breit ist. Aber ich denke doch für Philosophical Care ist die Zielgruppe alle. Dieser Fokus kommt aus meiner Weiterbildung, weil ich wollte irgendwie etwas lernen. Dann habe ich zuerst Palliative Care Weiterbildung gemacht und dann Spiritual Care. Und daher kommt halt dieses Gedankenfeld. Was ich interessant fand – also bei den Begleitungen, das habe ich ja schon erwähnt – assistierter Suizid war ein Thema. Und da hatte ich Angehörige

als Gesprächspartner:innen. Und aus dieser Erfahrung heraus habe ich mich dafür interessiert; wie ist das eigentlich mit Pflegenden und Ärzt:innen, wenn sie Personen haben, die entscheiden, mit Exit zu sterben? Es ist auch hier wieder die Frage Autonomie: Wessen Autonomie ist das? Und was hat der Arzt, die Ärztin, die Pflegenden, die eine Beziehung haben mit Patient:innen, haben die auch Autonomie? Was ist das? Und das ist so eine Art Auseinandersetzung: Patient, Patientin, hat die eigene Autonomie und die anderen sind Professionelle und sind keine Personen, vielleicht. Und dann habe ich mit einer befreundeten Ärztin so ein kleines, eine Art Pilotprojekt gemacht in einem Pflegeheim. Wir haben einen Aushang gemacht, wer möchte mit uns über dieses Thema sprechen; also wie war das, jemanden zu begleiten, der nachher mit Exit gestorben ist. Muss man dazu sagen, es hat sich auch verändert, weil seit letztem Jahr können die Personen das auch im Heim machen. Und die Leute haben uns oft von Fällen erzählt – wir haben gesagt, sie dürfen jetzt einen Fall nehmen, welchen sie wollen –, wo die Leute austreten mussten dafür. Und ich habe noch nicht – also wir schreiben dazu noch einen Artikel –, aber was so die Auswertung ergeben hat, war: Wir haben sechs Leute befragt. Alle haben gesagt, sie hätten gerne eine Begleitung gehabt nachher. Einer hat gemeint, wie es die Seelsorge gibt für Patient:innen, warum gibt es das für uns nicht? Spiritual Care hat jemand gesagt, einer hat eine Therapie gemacht, aber das war alles selbst organisiert. Und da ich gemerkt, gut, dieses Bedürfnis ist da. Und ich denke auch eine Philosophical Care wäre da sinnvoll, hilfreich. Also das wäre auch ein Feld.

FM: Montaigne sagt, Philosophieren ist gleichzusetzen damit, das Sterben zu lernen.

Philosophie und Tod, wieso passt das so gut zusammen? Oder findest du überhaupt, das passt gut zusammen?

CK: Ja, das ist interessant. Das habe ich mich auch damit beschäftigt, das es immer so – ich weiss auch nicht, wir können alle sterben, wir sterben alle. Natürlich meint er nicht das. Aber so diese Beschäftigung... Es ist schon so, die Philosophie hat die Menschen immer so zum Tode hingedacht; mit ein paar Ausnahmen: Hannah Arendt zum Beispiel, auf die ich mich ja beziehe, die denkt über Geburtlichkeit nach. Und über das, was schon da ist. Also wir sind schon alle Geborene. Und ich finde schon beides interessant. Eigentlich ist das Leben, was wir leben, ist das Dazwischen, zwischen diesen beiden Punkten. Und vielleicht hat es damit zu tun, dass wir irgendwie das Gefühl haben, also zu der eigenen Geburt haben wir nicht viel beigetragen. Wir sind schon da. Dass wir irgendwie so ein Gefühl haben; wir könnten das

Sterben eben auch noch selbstbestimmt organisieren oder so. Ich bin nicht sicher, ob es möglich ist. Ich beschäftige mich sehr viel damit. Ich bin nicht sicher, dass ich ruhiger sterben werde, als andere Leute. Ich bin auch nicht sicher, ob das das Ziel ist. Also ich denke nicht, dass eine andere Person mir zum Beispiel einen seelenruhigen Tod schuldet. Sondern so als Gesprächspartnerin bin ich eben bereit, auszuhalten, was immer kommt.

FM: Aber wenn du sagst, dass man dann doch irgendwie gar nicht ruhiger in den Tod geht und du eigentlich gar nicht weisst, was es bringt, also was bringt's dann, sich philosophisch damit auseinanderzusetzen?

CK: Ich glaube, dass, was es bringt, die falsche Frage ist in Bezug auf Philosophie. Natürlich kann ich sie trotzdem beantworten, weil es immer um Wirksamkeiten und so weiter geht. Ja, es ist ja so, dass wir uns damit beschäftigen, egal, ob es etwas bringt, oder nicht. Weil diese Angst auch da ist. Und ich meine so Sachen, was Epikur gesagt hat, das kann man schon sagen, aber ob es hilfreich ist? Epikur hat gesagt: So lange ich da bin, ist der Tod nicht da und wenn der Tod da ist, bin ich nicht mehr da. Deswegen muss ich mich vor dem Tod nicht fürchten. Aber das ist ja ein Prozess. Und durch die Fortschritte der Medizin ist es sogar so, dass wir mehr Entscheidungen treffen müssen als früher. Also wir müssen entscheiden, was so diese Vorsorge auf sich hat, oder was möchte ich denn, oder was soll noch gemacht werden und was nicht? Und das sind alles eigentlich Entscheidungen, die sind überfordernd. Ich denke, es ist hilfreich, diesen Gedanken, die sowieso kommen, Form zu geben und Struktur zu geben. Und auch auf eine philosophische Weise darüber nachzudenken. Was ich nicht sagen kann, ist, dass wir dann helfen und du wirst dann ruhiger sterben. Weil das auch unverfügbar ist auf eine gewisse Art. Was ich aber glaube, ist, dass es im Leben helfen kann. Jetzt. Sich damit auseinanderzusetzen, darüber nachzudenken. Das strukturiert zu tun und nicht einfach so eine unstrukturierte Angst nicht mal benennen zu können, nur zu empfinden. Da würde ich sagen, ist es hilfreich.

FM: Da du da jetzt schon ein bisschen Übung hast und praktische Erfahrung gemacht hast, möchtest du vielleicht noch mit uns teilen, was du über das Thema Tod und Sterben gelernt hast aus der Praxis der Philosophical Care heraus und eben den Gesprächen, die du geführt hast mit Leuten, die mit diesem Thema selbst konfrontiert sind?

CK: Ja, es ist gar nicht so einfach. Also bisschen davon habe ich schon gesagt. Ich glaube, was ich gelernt habe – immer noch lerne –, ist: es ist wichtig, darüber zu sprechen. Also unsere

Gesellschaften haben auch ziemlich tabuisiert das Thema. Also wenn jemand kommt und sagt ich habe Angst vor dem Tod im Büro oder so; das ist nicht möglich, eigentlich. Aber das Sprechen hilft. Also oft habe ich dann gehört, dass es eine Erleichterung gab durch das Gespräch. Und auch – das wäre auch noch eine Praktik, die ich nicht erwähnt habe, die ich aber auch wichtig finde – das Erinnern. Es ist manchmal schwierig, sich im Alltagsleben an Personen zu erinnern, die verstorben sind, auch deswegen, weil es bei anderen, mit denen man sich unterhält, die Angst aufruft: Diese Person ist schon gestorben, ich möchte das nicht, ich möchte ja nicht sterben, so lange ich lebe, bin ich unsterblich quasi, so diese Vorstellung. Und da haben wir auch so eine Praxis gemacht, sich zu erinnern im November. Wir treffen uns auch im Labyrinth und erinnern uns. Fremde Menschen nehmen etwas mit, das an die Person erinnert, und teilen diese Erinnerung. Diese Erinnerung muss nicht – das ist kein Trauercafé, sondern das sind auch lustige Dinge. Diese Menschen waren ja ganze Menschen mit allem. Daran denken zu dürfen, dafür Platz zu geben. Also und was ich gelernt habe ist dieses – was eben auch der Bereich der Care ist –: Alle Care-Tätigkeiten, die lassen sich nicht so schneller machen und effizienter, und eben diese Wirksamkeit. Care ist auch langsam. Care ist sperrig. Care braucht Zeit, braucht Raum. Aber dieser Raum gibt dann auch wieder Kraft für das andere.

FM: Wenn du das jetzt auch noch mal so auf eine gesellschaftliche oder soziologische Ebene heben willst: Das, was du machst, plädiert du da irgendwie auch dafür, dass wir als Gesellschaft eben dem Negativen und den traurigen Themen, die ich das Gefühl habe, viel verdrängt werden von eben so Hollywood-Narrativen, in denen immer alle happy sind, dass wir eben als Gesellschaft lernen müssen oder wieder lernen sollten, diesen negativen Emotionen Raum zu geben?

CK: Ja, unbedingt. Die sind ja auch da. Also wir könnten zum Beispiel auch über das Klima sprechen. Ich bin da keine Expertin. Aber das ist ja wirklich eine Bedrohung. Was passiert aber? Personen, die dagegen protestieren, werden quasi kriminalisiert. Und das sind zwei Exkurse, die so aufeinanderprallen. Was sonst oft vernünftig ist, ist hier eigentlich nicht vernünftig. Auch dieses Engagement für »Wirtschaft ist Care« hat damit zu tun, dass wir eben dann ein Verständnis von Wirtschaft wieder anstreben, das sich innerhalb der Möglichkeiten der Erde bewegt und nicht dieses ewige Wachstum, was eigentlich ja eine Illusion ist, anstreben. Das finde ich schon sehr wichtig. Dass wir die Welt eigentlich auf eine,

also ich würde das vernünftige Art nennen, anschauen, und nicht mit diesem traditionell ökonomisch geprägten kapitalistischen Blick; schneller, höher, weiter.

FM: Caroline, vielen Dank für dieses sehr tiefgründige Gespräch mit dir, aus dem ich viel gezogen habe und dass du dir heute die Zeit genommen hast.

CK: Vielen Dank. Danke für die Einladung.